

Von Susanna Ernst sind bereits folgende Titel erschienen:

Deine Seele in mir
Das Leben in meinem Sinn
Immer wenn es Sterne regnet
So wie die Hoffnung lebt
Der Herzschlag deiner Worte

Über die Autorin:

Susanna Ernst wurde 1980 in Bonn geboren und schreibt schon seit ihrer Grundschulzeit Geschichten. Sie leitet seit ihrem sechzehnten Lebensjahr eine eigene Musicalgruppe, führt bei den Stücken Regie und gibt Schauspielunterricht. Außerdem zeichnet die gelernte Bankkauffrau und zweifache Mutter gerne Porträts, malt und gestaltet Bühnenbilder für Theaterveranstaltungen. Das Schreiben ist jedoch ihre Lieblingsbeschäftigung für stille Stunden, wenn sie ihren Gedanken und Ideen freien Lauf lassen will. Ihr Credo: Schreiben befreit!

Susanna Ernst

Das Wispern
der
Schmetterlinge

Roman


KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Originalausgabe August 2019

Knaur Taschenbuch

© 2019 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Gisela Klemt, lüra – Klemt & Mues GbR

Covergestaltung: FAVORITBUERO, München

Coverabbildung: Shutterstock.com

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52390-2

2 4 5 3 1

Prolog

September 2018



Damals, in der Grundschule, war ich der Rotzbengel, der ihr seinen Kaugummi ins Haar drückte.

Als sie dreizehn wurde und ich zu einem draufgängerischen Teenager mutiert war, schmeichelten mir ihre verstohlenen Blicke, die sie mir durch die Menge unserer Mitschüler über den langen Korridor hinweg zuwarf.

Mit siebzehn war sie das blitzgescheite Mädchen, das ich heimlich anhimmelte, dem ich meine wahren Gefühle jedoch aus vielerlei Gründen nie offenbarte.

An ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag beschloss ich, mir endlich ein Herz zu fassen – und tat es.

Heute, exakt drei Monate später, bin ich überzeugt davon, die Liebe meines Lebens verloren zu haben.

Denn Ava ist tot.

Und ich habe sie umgebracht.

September 2018

Pacey

Die Räder des Flugzeugs setzen auf, und der Pilot geht sofort so stark in die Eisen, dass ich in meinen Gurt gepresst werde und die Hände reflexartig gegen die Lehne des Sitzes vor mir stemme.

Um mich herum murmeln die Leute, japsen und beten, was ich trotz des ohrenbetäubenden Lärms und meines eigenen wild pochenden Herzens wahrnehme.

Obwohl sie schon verlängert wurde, soll die Landebahn auf Madeira immer noch extrem tückisch sein. Du wirst auf einer säulengestützten Brücke landen, höre ich meinen jüngeren Bruder Casper in Gedanken noch einmal sagen. Vor wenigen Monaten hätte ich ihn ob seiner ständigen Sorge und Vorsicht noch ausgelacht. Doch bei unserem Abschied siebzehn Stunden zuvor, als er diese Sätze zu mir sagte, war mir zum ersten Mal im Leben nicht danach gewesen, mich deshalb über ihn lustig zu machen. Ich umarmte Casper nur und hielt ihn – gegen aufsteigende Tränen ankämpfend – für einige Sekunden fest an mich gedrückt, bevor ich mich abwandte und den Durchgang zur Sicherheitskontrolle passierte.

Nun schüttelte ich den Gedanken an unseren Abschied ab und atme erleichtert auf, als der Druck der heftigen Bremsung nachlässt und das Flugzeug nur noch friedlich über die Landebahn rollt.

Ich erwecke mein Smartphone aus dem Flugmodus und schreibe Casper wie versprochen, dass ich sicher gelandet bin.

Gott sei Dank!, antwortet er sofort, obwohl es zu Hause mitten in der Nacht ist. Ich schmunzele, sehe ihn vor meinem geistigen

Auge mit struweligem Haar und schweren Lidern neben seiner Freundin Alice im Bett liegen und schlaftrunken auf seinem Handy herumtippen. Da erreicht mich noch eine weitere Nachricht von ihm.

Mach was aus der Zeit, Pace! Genieße sie so gut wie möglich!

Was sich wie ein floskelhafter Wunsch liest, ist vielmehr ein ernsthafter Appell meines kleinen Bruders. Und eine Erinnerung, natürlich, dass man mir Hausaufgaben mit auf den Weg gegeben hat.

Weil mein Nicken in Richtung Smartphone eigentlich Casper gilt, sende ich ihm noch ein Daumen-hoch-Emoji und stecke das Handy dann wieder weg.

Inzwischen hat das Flugzeug seine Parkposition erreicht. Wie immer ist schon ungeduldige Geschäftigkeit ausgebrochen, noch bevor die Ansnallzeichen erloschen sind. Jeder will die Maschine so schnell wie möglich verlassen. Jeder, außer mir.

Da ich einen Fensterplatz habe, starre ich noch ein paar Minuten auf die Männer unter mir, die bereits mit der Gepäckentladung begonnen haben, bis sich das Gedränge im Gang gelegt hat. Dennoch rühre ich mich nicht. Die zweiwöchige Einsamkeit, die mir von nun an bevorsteht, wirkt wenig verlockend.

Aber in einer fremden Umgebung zu entspannen, ganz allein, um dadurch zurück zu mir selbst zu finden und so weit es geht mit dem Vergangenen abzuschließen, neue Kraft zu tanken und den Blick in die Zukunft zu richten – so lautet nun einmal der Plan.

Nicht meiner zwar, sondern der meiner Psychologin, aber Dr. Humbleton kann sehr überzeugend sein. Und hartnäckig.

Ihr halb gutmütiges, halb forderndes Gesicht vor Augen erhebe ich mich seufzend aus meinem Sitz, ignoriere das brennende Kribbeln im rechten Unterschenkel, der offenbar eingeschlafen ist, und ziehe meinen Rucksack aus der offenen Gepäckablage.

»Also los!«, raune ich mir selbst zu und verlasse dann als Letzter das kleine Propellerflugzeug, das mich vom spanischen Festland auf die portugiesische Insel Madeira gebracht hat.

Die Mittagssonne scheint grell zwischen zuckerwatteartigen Wolken hindurch, der Wind bläst kräftig und warm; für ein Nordlicht wie mich ist die Nähe zu Afrika sofort spürbar.

Kaum dass ich den bereitstehenden Bus betreten habe, schließen sich seine Türen hinter mir. Ich bin der Erste, der beim Gepäckband ankommt, und auch mein Koffer lässt nicht lange auf sich warten. Alles läuft absolut reibungslos und, ja, nahezu perfekt ab.

Und doch ist es das Gegenteil. Denn Ava ist nicht hier. Nicht bei mir. Ich bin allein.

Vergeblich versuche ich, an dem Kloß in meinem Hals vorbeizuschlucken, blinzele verzweifelt und setze dann hastig meine Sonnenbrille auf, weil die Tränen trotz aller Bemühungen kommen und bereits mit dem nächsten Blinzeln überzulaufen drohen.

Dr.Humbleton nennt es einen Fortschritt, dass ich in letzter Zeit andauernd heule. Ich selbst fühle mich dabei einfach nur erbärmlich. So, als hätte ich in Wahrheit jegliches Anrecht auf Trauer verloren. Ebenso wie das Recht darauf, Avas Trauerfeier beizuwohnen, das mir schließlich von niemand Geringerem als meinem besten Freund abgesprochen wurde.

Vor dem Ausgang wartet schon der Shuttlebus des Hotels. Nachdem der fröhliche Fahrer meinen Koffer verladen hat, steuere ich den einzigen noch freien Platz an, hieve mich neben eine junge Frau auf die hintere Sitzbank und wende den Blick ab, als hätte ich ihr zaghaftes Lächeln nicht bemerkt.

»Mommy, da! Palme!«, ruft ein kleines Mädchen vor mir begeistert. Ich sehe nur die kurzen schwarzen Rattenschwanz-Zöpfe, die links und rechts des akkurat gezogenen Scheitels von

ihrem Kopf abstehen. Doch der Anblick reicht aus, um mich prompt über einundzwanzig Jahre in der Zeit zurückzuwerfen.

»Sie sieht ganz anders aus als ihr«, stellte ich bei meiner ersten Begegnung mit Ava irritiert fest. Damals war sie noch keine zwei Jahre alt und wirkte rückblickend betrachtet ziemlich verstört. Was ja auch kein Wunder war. Ängstlich klammerte sie sich an Taylor fest, auf dessen Schoß sie saß, und wich meinen Blicken beharrlich aus, indem sie ihr pausbäckiges Gesicht immer wieder abwandte und an dem Hals des kräftigen Jungen verbarg, der nun ihr großer Bruder war.

Während Taylor und Ryan beide blond und blauäugig waren, erinnerten mich Avas Zöpfe an dunkelbraune Lampenschirmquasten. Und auch ihre Augen waren fast schwarz – wie die Kohlestücke, mit denen ich im Winter zuvor meinen Schneemann verziert hatte.

»Na klar sieht sie anders aus als wir«, sagte Taylor und verdrehte dabei die Augen, »Ava ist ja auch adoptiert.«

Ich beschloss, den Mund zu halten, weil ich keine Ahnung hatte, was das bedeutete, und mir deshalb reichlich dumm vorkam.

»Sie kommt aus Guatemala«, erklärte Taylor weiter.

»Sie ist blöd«, befand Ryan, der, genau wie ich, knappe sechs Jahre alt war. Die Arme vor der Brust verschränkt, stand er neben mir und bäugte Ava mürrisch, die erst wenige Tage zuvor bei den Barrets eingezogen war.

»Ist sie nicht!«, widersprach Taylor in aller Vehemenz und versetzte seinem jüngeren Bruder einen Stoß gegen die Schulter. Das Mädchen auf Taylors Schoß begann zu weinen. Schnell schloss er seine Arme wieder enger um den zierlichen Körper und wippte mit den Beinen, doch das Wimmern der Kleinen ließ nicht nach.

»Siehst du, ist sie wohl! Ein total doofes, knatschendes Baby«, beharrte Ryan.

»Du bist ja nur eifersüchtig, weil du jetzt nicht mehr der Jüngste bist und sich plötzlich alles um Ava dreht.« Mit dieser Feststellung stand

Taylor auf und grinste Ryan von oben herab an. »Willkommen im Klub der großen Brüder«, sagte er mit feixender Stimme und wuschelte über Ryans Kopf, der die Hand jedoch sofort abschüttelte.

»Schon gut, schon gut, ich bringe dich ja zu Mommy, Ава«, flüsterte Taylor der Kleinen zu, während er mit ihr das Wohnzimmer verließ. Mit geschürzten Lippen und gerunzelter Stirn sah Ryan den beiden nach. Seine sonst so unternehmungslustig blitzenden Augen spiegelten den ganzen Unmut über den Neuankömmling wider.

»Also, ich finde, du hast recht«, raunte ich ihm verschwörerisch zu. »Mit Babys kann man echt nichts Tolles machen. Und mit Babymädchen schon mal gar nicht. Das kenne ich ja von Joy. Ich hätte echt viel lieber einen Hund als eine kleine Schwester.«

Ryan und ich nickten einvernehmlich und beschlossen kurz darauf, den beiden kleinen Gören ordentlich die Hölle heißzumachen, sobald sich uns die Gelegenheit dazu bieten würde ...

»Entschuldigung?«

Aus meinen Gedanken gerissen, blicke ich auf. Die junge Frau, die im Shuttlebus neben mir sitzt, lächelt wieder – noch unsicherer dieses Mal. Ich folge ihrem angedeuteten Nicken, drehe den Kopf, starre auf die geöffnete Schiebetür des Busses. Nun spüre ich auch wieder die Wärme, die mir entgegenströmt, atme die salzgetränkte Luft ein ... und begreife endlich, wo wir sind.

Der Bus steht längst nicht mehr am Flughafen, sondern bereits vor dem Hotel; die anderen Fahrgäste sind schon ausgestiegen und nehmen am Kofferraum ihr Gepäck entgegen. Der Fahrer pfeift eine fröhliche kleine Melodie.

Na toll! Wieder einmal sind die Erinnerungen einer Flutwelle gleich über mir zusammengebrochen und haben mich mitgerissen, bis ich das Hier und Jetzt vollkommen ausgeblendet habe – nur der Himmel weiß, wie lange.

Aber Dr. Humbleton hat recht. Es kann nicht gesund sein, sich immer wieder so bereitwillig von der Vergangenheit erfassen und davonspülen zu lassen.

Wortlos rutsche ich von der Rückbank des Shuttlebusses und vermeide es beharrlich, die junge Frau hinter mir noch einmal anzusehen.

Das Hotel ist wirklich schön, und mein Zimmer bietet einen herrlichen Ausblick. Besser hätte ich es mit meiner Last-Minute-Buchung wohl nicht treffen können. Erbaut an einer Klippe, ist der Außenbereich des Hotels auf mehreren Ebenen terrassenförmig angelegt. Und so sitze ich lange auf meinem Kingsize-Bett und blicke durch die bodentiefen Fenster über die Schirme vor dem Restaurant, über die großzügige, teils palmenumsäumte Poollandschaft mit ihren bunten Rutschen, die Massageliegen und natürlich über den Atlantik, der sich hinter dem geballten Luxus erstreckt und ihm mit seiner wilden Schönheit mühelos die Show stiehlt.

Irgendwann raffe ich mich auf, ziehe die Vorhänge zu und pelle mich aus Hose und Shirt. Nackt öffne ich meinen Koffer und krame nach den Badeshorts, die ich mal wieder nicht obenauf platziert habe, wie es eigentlich klug gewesen wäre. Stattdessen fällt mein Blick auf die externe Festplatte mit Avas digitalisierten Sprachaufnahmen, die ich in letzter Sekunde noch eingepackt hatte.

»Mit planendem Denken hast du es nicht so, hm?«, höre ich ihre kesse Stimme in meiner Erinnerung und schmunzele traurig.

»Ganz recht, Planung ist nicht mein Ding. Es sind doch sowieso eher die spontanen Dinge, die unser Leben interessant machen, *oder?*«, hatte damals meine Antwort gelautet. Und dann hatte ich sie zum ersten Mal geküsst.

Jetzt sage ich leise, in die Stille des dämmerigen Raums: »Ich arbeite an mir, Ava. Versprochen. Zum Beispiel nehme ich mir jeden Abend von Neuem vor, auch den kommenden Tag durchzustehen, irgendwie. Und ich plane schon seit Monaten, mir endlich deine Aufnahmen anzuhören. Nur ... bisher habe ich es noch nicht geschafft. Entschuldige.«

Während ich einen kleinen Snack direkt am Pool einnehme, klingelt plötzlich mein Smartphone. Die Melodie verrät mir, dass es sich nicht um einen eingehenden Anruf handelt, sondern um die Anfrage zu einem Videochat. Ich atme tief durch ... und nehme an.

Aufgrund der überlasteten Internetverbindung des Hotels erscheint Dr. Laura Humbletons Gesicht auf dem Display nur verzögert und in miserabler Bildqualität. Ihre Laune hingegen ist hervorragend – wie eigentlich immer.

»Ah, Pacey, wie ich sehe, lassen Sie es sich schon gut gehen. Wie schön!«

»Guten Morgen, Doc. Wie spät ist es bei Ihnen? Erst kurz nach sechs, nicht wahr? An einem Samstag, wohlbemerkt. Und doch sind Sie schon so fleißig. Wer hätte das gedacht?«

Sie lacht, fegt sich eine kurze blonde Haarsträhne aus dem herzförmigen Gesicht und schiebt ihre Brille mit den großen, breit gerahmten Gläsern wieder bis zur Nasenwurzel hoch.

Dr. Humbleton ist wirklich eine tolle, sehr sympathische Frau, die vom Alter her auch meine Mutter sein könnte. Allerdings weiß sie im Gegensatz zu meiner Mom um meine Ängste und Sorgen – zumindest um die meisten. Denn seit Avas Tod ist sie die Einzige, der ich mich weitestgehend anvertraut habe. Nicht einmal mit Casper habe ich so offen gesprochen wie mit ihr. Und für gewöhnlich macht Dr. Humbleton auch keinen Hehl daraus, dass ich einer ihrer Lieblingspatienten bin. So wie auch jetzt wieder.

»Na, Sie wissen doch, dass ich eine ausgemachte Frühaufsteherin bin, oder etwa nicht?«

»Nein, woher denn? Zu Hause haben wir immer zu humanen Zeiten miteinander gesprochen.«

»Das stimmt. Aber Sie brauchen sich nicht zu scheuen, mich während Ihres Urlaubs auch früh zu kontaktieren. Spätestens ab halb sechs bin ich nicht nur wach, sondern habe auch schon einen ersten Kaffee getrunken und bin angezogen. Außerdem ist Ihnen inzwischen hoffentlich bewusst, wie wichtig mir Ihr Wohlergehen ist, Pacey.«

»Ja, das weiß ich, Doc.«

»Also, kein Jetlag bisher?«

»O doch, ich kämpfe.«

»Dann hören Sie doch auf zu kämpfen und machen ein Nickerchen. Überhaupt sollten Sie in den kommenden zwei Wochen alles tun, wonach Ihnen ist.«

»Nun ja ...« Ich kratze mich am Kinn, fahre durch die borstigen Stoppeln, die schon lange nichts mehr mit dem Dreitagebart zu tun haben, den ich für gewöhnlich trage. »Die Sache mit dem Schlafen ist nach wie vor eine Zwickmühle für mich, Doc.«

Sie nickt. Zumindest glaube ich das. Oder es ist die stockende Bildübertragung, die mir den Eindruck vermittelt. So oder so – ihre Stimme bleibt weiterhin deutlich. »Ihnen widerstrebt es also immer noch einzuschlafen, weil Sie dann unweigerlich von dem Unfall träumen?«

Wieder einmal verschweige ich ihr, was ich tatsächlich träume. Auch, weil es schlichtweg keinen Sinn ergibt und ohnehin nichts mit Ava zu tun hat.

»Nicht jedes Mal, natürlich, aber ...«, weiche ich stattdessen aus und lasse den Satz mit einem Schulterzucken enden.

»Oft genug, um sich davor zu fürchten«, schlussfolgert sie und liegt damit trotzdem richtig, was ich durch mein langes Schwei-

gen bestätige. Dr.Humbletons Gesicht nähert sich der Kamera, wird immer größer auf meinem Display. »Pacey, Sie müssen einen anderen, bewussteren Weg der Verarbeitung wählen. Und damit meine ich nicht unsere Gespräche, sondern etwas, das Sie zusätzlich machen, nur für sich selbst. Denn je mehr und vor allem je offener Sie sich in Ihren Wachphasen mit den Geschehnissen rund um Ava und ihren Tod befassen, desto positiver wird sich das auf Ihr Schlafverhalten auswirken. Davon bin ich überzeugt. Momentan spült Ihr Unterbewusstsein noch alles in Form von Träumen an die Oberfläche, was Sie tagsüber so mühevoll verdrängen.«

Ich seufze. »Und was schlagen Sie da vor, Doc? Dass ich mir den ganzen Mist von der Seele *male*, oder was?«

Nicht zum ersten Mal in einem Gespräch mit mir setzt sie ihr nachsichtigstes Lächeln auf. »Nichts für ungut, aber auf diese Idee wäre ich bei Ihnen nie gekommen, Pacey. Dass Sie keinerlei Bezug zur Malerei haben, ist mir durchaus bewusst. Glauben Sie mir, außer Ihnen kenne ich wirklich niemanden, der Picassos Werke mit denen von Monet verwechselt.«

»Diese Bilder in Ihrer Praxis sind aber auch ...«, setze ich an, mich zu verteidigen, doch sie winkt sofort ab. »Es spielt überhaupt keine Rolle, dass an Ihnen kein Künstler verloren gegangen ist. Sie sind ein Journalist, ein Berichterstatter. Ein sehr guter sogar. Und als solcher können Sie *schreiben*.«

»Doc, ich ...« Ich neige den Kopf zur Seite und grübele einen Moment lang, wohl wissend, dass sie mir die Zeit geben wird, die ich dafür benötige.

Ein kleiner Junge rennt mit seinem Schwimmreifen an meiner Liege vorbei und lässt dabei Wasser auf meinen rechten Fuß tropfen. Ich zucke zusammen und schaue an meinem Bein entlang. Auf halber Strecke bleibe ich hängen. Die Narbe ist gewaltig. Sie zieht sich vom Knie bis hinab zum Spann meines Fußes.

Und obwohl sie inzwischen schon ein wenig blasser geworden ist, sieht man ihr doch noch deutlich an, wie viel chirurgisches Geschick erforderlich war, um mein Bein überhaupt wieder zusammenzuflicken.

Direkt unterhalb der Kniescheibe war eine Hauttransplantation nötig, und darunter, an meinem Schienbein, schimmert die Haut links und rechts neben der teils wulstigen Narbe wie Pergamentpapier, so dünn ist sie dort nach wie vor.

»Ich bin selbst auch schon auf die Idee gekommen, es aufzuschreiben«, höre ich mich irgendwann sagen, ohne bewusst darüber nachgedacht zu haben, »aber momentan ... fällt mir das noch zu schwer. Obwohl, eigentlich ...« Ich senke den Blick, schüttele den Kopf.

»Bitte, beenden Sie Ihren Satz, Pacey«, fordert Dr. Humbleton sanft. Also schlucke ich noch einmal und gebe mir einen neuen Ruck. »Es ist weniger das Schreiben, das mich davon abhält, als vielmehr ... Ich weiß nicht, ob ich es ertragen könnte, im Anschluss schwarz auf weiß *zu lesen*, was an diesem Tag passiert ist. Denn dadurch würde es wohl endgültig real für mich werden, befürchte ich.«

Erst als sich Dr. Humbleton ganz sicher ist, dass ich nichts mehr hinzufügen werde, wandelt sich der Ausdruck ihrer aufmerksamen Therapeuten-Augen wieder in den einer lieb gewonnenen, mitfühlenden Freundin. »Pacey ...«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen, Doc.«

»Dann sagen Sie es für mich.«

»Sie sind der Meinung, dass das exakt der Punkt ist, den ich anstreben sollte. Schonungslose Konfrontation. Weil all das, wovon mir so graut, ja schon längst Realität ist.«

Über die Distanz etlicher Tausend Meilen und einen Zeitraum, der vermutlich nur Sekunden einnimmt, sich für mich aber zu einer kleinen Ewigkeit ausdehnt, schweigen wir miteinander.

Dann erst höre ich ihre ruhige, sanfte Stimme erneut.
»Wir sprechen uns morgen wieder, Pacey. Bis dann!«

Audioaufnahme, Juni 2004



Ava

»Diese zwei Tasten, meinst du?«

»Nimm halt mal die Finger weg, dann sehe ich auch was. Ja, genau so. Es dreht sich doch schon, schau! Dann nimmt er auch auf.«

»Ha, sehr gut! Dann kannst du ja jetzt wieder gehen.«

»Und warum darf ich nicht zuhören, was ...«

»Ryan! Raus!«

»Du bist echt blöd, Ava.«

»Na los, mach schon, bevor Pacey auch noch kommt.«

»Ist ja gut ... Zicke!«

(Tür knallt)

(Räuspern)

»Hm. Also, ich heiße Ava Barret, das ist meine erste Aufnahme, und ich bin ziemlich aufgeregt – Pff! Okay ... ähm, also heute ist der 7. Juni 2004, mein neunter Geburtstag, und ich habe gerade das beste, beste, beeeste Geschenk der Welt bekommen: einen eigenen Kassettenrekorder! Yeaah! Klar, als ich noch im Kindergarten war, hatte ich schon mal einen ganz ähnlichen. Aber der war total bunt und babyhaft. Und bevor ich kapiert habe, dass man damit auch aufnehmen kann, ist er schon kaputtgegangen, und Dad hat mir einen CD-Player gekauft. Deshalb kann ich auch jetzt erst mit meinem Hörtagebuch anfangen. Endlich, endlich, endlich, ich freu mich so!«

(aufgeregtes Händeklatschen)

»Also, die Idee hatte ich schon, als Taylor, mein ältester Bruder, bei so einem supertollen Projekt mitgemacht hat. In seinem Geschichtskurs

haben sie nämlich eine Zeitkapsel gebaut und die dann hinter der Schule vergraben, mit allerlei Zeug darin, was wir heute so benutzen. Und wenn die Kapsel dann irgendwann in ein paar Tausend Jahren gefunden wird, also von euch, dann erfahrt ihr Menschen aus der Zukunft, wie wir damals gelebt haben. Also heute. Ist das nicht die coolste und spannendste Idee überhaupt?

Eigentlich wollte ich ein Tagebuch für euch schreiben und das dann in unsere eigene Zeitkapsel legen, wenn ich nächstes Jahr auf die Junior High komme und wir hoffentlich auch so eine bauen. Aber da fallen einem ja die Finger ab vom vielen Schreiben, und es dauert auch viel zu lange, und in der ganzen Zeit könnte ich dann nicht mit Joy spielen, was echt blöd wäre. Deshalb ist das mit dem Aufnehmen tausendmal besser. Ihr werdet ja wohl rauskriegen, wie man die Kassetten anhört, oder?

Ach ja, Joy Morgan ist übrigens meine beste Freundin. Sie ist auch neun Jahre alt, schon seit Januar, und wir mögen genau dieselben Sachen, also Pferde, Britney Spears und mexikanisches Essen. Und das, obwohl wir uns gar nicht ähnlich sehen. Nicht mal ein bisschen. Joy hat nämlich die tollsten Haare, die ihr euch vorstellen könnt, ganz lang und blond und überhaupt nicht so langweilig schwarz und kurz wie meine. Man kann die coolsten Frisuren damit flechten. Nur blöderweise ist Joy die Schwester von Pacey, dem bestem Freund von meinem anderen Bruder Ryan. Und den habt ihr ja schon am Anfang gehört. Er wird bald dreizehn und ist eine schreckliche Nervensäge. Sind Brüder in der Zukunft eigentlich immer noch so ätzend? Und haben sie auch so furchtbare Freunde?

Joy und Paceys kleiner Bruder Casper ist gerade vier geworden und noch voll süß, aber bestimmt auch eine tickende Zeitbombe. Und mein großer Bruder Taylor ist schon sechszehneinhalb und eigentlich ganz okay, weil er mich immer in Schutz nimmt. Wenn nur Ryan nicht wäre. Und Pacey. Aber Mom sagt immer: »Das Leben ist kein Wunschkonzert«, und dass man keinem etwas Schlechtes wünschen darf, deshalb ...«

(Im Hintergrund wird die Tür aufgerissen.)

»Uaaaahhhhhh!«

»Ahhh! Seid ihr jetzt total durchgeknallt?«
»Hahaaa, dein Gesicht, Ava!«
»Hast dir wohl in die Hose gemacht, was, du Baby?«
»Habe ich überhaupt nicht, Pacey! Und jetzt geht gefälligst wieder raus! ... Hey, lasst das! ... Moooom!«
»Pech gehabt, du Petze, Mom ist gar nicht da. Sie holt gerade deine Torte ab.«
»Taylor!«
»Ist beim Tennis, hehe.«
»Hey, das ist mein Zimmer, und ihr ... müsst machen, was ich sage. Heute ist mein Geburtstag!«
»Pah! Machen, was du sagst? Seit wann denn das, du Küken?«
»Nenn mich nicht immer so, sonst sage ich es deiner Mom, du ... Blödmann!«
»Blödmann? Echt jetzt? Wie lahm von dir, Ava! Was hast du denn eigentlich so Ultrageheimen aufgenommen?«
»Das geht dich überhaupt nichts an ... Pacey Morgan! Wehe, du ...«
»Was? Wehe, ich drücke auf Stopp und höre es mir an, meinst du?«
»Genau. Dann, dann ... bringe ich dich um!«
»Ach wirklich? Na dann ...«
»Pacey, wenn du das ma—«

Pacey

Die Nacht ist lang und trotz der Größe des Hotels erstaunlich ruhig. Ich hätte Dr. Humbletons Rat nicht befolgen und meiner Müdigkeit auf keinen Fall schon am Nachmittag nachgeben sollen, denn nun hat mich der Jetlag fest im Griff. Außerdem habe ich mir während meines Nickerchens am Pool einen Sonnenbrand auf dem Rücken zugezogen. Wer hätte gedacht, dass die Sonne auf Madeira selbst im September noch eine solche Kraft besitzt?

Nun wälze ich mich immer wieder von einer auf die andere Seite, finde aber keine angenehme Position, in der ich zur Ruhe komme.

Endlich die erste von Avas inzwischen digitalisierten Audioaufnahmen von früher anzuhören, war eine miserable Idee – trotz der zwei Schnäpse, die ich mir davor aus der Minibar gegönnt habe.

Avas süße Mädchenstimme verfolgt mich schon seit Stunden. Uns beide und Ryan als Kinder zu hören, hat so viele Emotionen in mir aufgewirbelt, dass sich mir seitdem regelrecht der Kopf dreht.

Zwar versacke ich ab und zu im Strudel meiner Erinnerungen, doch an der Grenze zum Schlaf erwartet mich jedes Mal diese seltsame Traumsequenz, die mich sofort wieder hochschrecken lässt. Dann starre ich in die Dunkelheit und spüre hilflos dem Rasen meines Herzens nach – wie auch jetzt.

Seit dem Tag des Unfalls verfolgt er mich, dieser gottverdammte Traum. Und obwohl er weder etwas mit Ava zu tun hat noch mit den Umständen ihres Todes, und obwohl er eigentlich

überhaupt nichts Beängstigendes an sich hat, beraubt er mich dennoch Nacht für Nacht meines Schlafes. Weil es sich aus unerfindlichen Gründen trotzdem so anfühlt, als stünde der Traum mit dem Unfall in Verbindung.

Dabei ist es Joy, die ich im Traum sehe. Meine kleine Schwester, auf der Schwelle zwischen dem Mädchen, als das ich sie einst kannte, und der jungen Frau, die sie nie werden durfte. Lächelnd steht sie da, mit rosigen Wangen und leuchtend blauen Augen, auf einer unendlich weit wirkenden Blumenwiese – und inmitten eines enormen Schwarms Schmetterlinge. Sanfter Wind durchfährt ihr blondes Haar und fängt sich in dem langen Sommerkleid, das sie trägt. Sie sieht wunderschön aus.

Genauso bildhübsch wie damals, bevor die Leukämie so heimtückisch Macht von ihr ergriff und ihr binnen Monaten das Leben aussaugte.

Ein weiteres Mal drifte ich weg, ein weiteres Mal greift der lauernde Traum nach mir. Dann ist es genug!

Ich schüttele die Erinnerung an Joy mit aller Vehemenz ab, stehe auf, ignoriere den Stich in meinem rechten Bein und laufe etwas staksig zu den großen Fenstern, die sich zu meiner Enttäuschung jedoch nicht öffnen, sondern lediglich kippen lassen.

Minutenlang stehe ich da, schaue auf den verlassenen Pool und das glitzernde Meer hinab und denke dabei über Dr. Humbletons Idee nach. Soll ich es wirklich wagen, aufzuschreiben, was sich in den letzten Stunden ihres Lebens zwischen Ava und mir abgespielt hat?

Schließlich fasse ich den Entschluss, mich nicht länger wie ein Feigling aufzuführen und es zumindest zu versuchen. Und so schnappe ich mir mitten in der Nacht erneut meinen Laptop und setze mich damit zurück ins Bett. Ich stöpsle die externe Festplatte mit Avas Aufnahmen aus, lege sie behutsam – unermesslich wertvoller Schatz, der sie für mich ist – beiseite, atme noch

einmal tief durch und öffne dann seit gut drei Monaten mein erstes leeres Dokument.

Zunächst kommen die Worte nur sehr stockend und zäh, jeden Satz korrigiere ich unzählige Male, bis ich den Anfang schließlich komplett lösche und noch einmal ganz neu beginne.

Doch irgendwann – und ich kann beim besten Willen nicht sagen, wodurch es mit einem Mal geschieht – entsteht eine Art Sog, ein Schreibfluss, in dessen Strömung ich mich treiben lassen kann. Meine Finger fliegen über die Tastatur, stehen nicht mehr still, tippen schließlich sogar so schnell, dass meine Augen nur noch mit Anstrengung auf dem Bildschirm hinterherkommen. Es ist seltsam und eine Premiere für mich, denn diese Form des Schreibens ist mir bislang fremd. Es fühlt sich nicht so wie sonst an, als würde ich die Worte bewusst wählen und zu Sätzen zusammenfügen, sondern eher so, als würde ich tatsächlich nur noch mitlesen, was mein Unterbewusstsein zutage befördert.

Und das ist eine ganze Menge.

In dieser Nacht durchlebe ich Avas und meine letzten gemeinsamen Stunden im Geiste noch einmal. Wir kannten einander über einundzwanzig Jahre lang, doch an jenem Tag erlebte ich sowohl die schönsten als auch die schrecklichsten Momente mit ihr.

Und all das schreibe ich nun auf.

Als ich den finalen Punkt setze, fallen bereits die ersten Sonnenstrahlen in mein Zimmer, und über meine Wangen rinnen Tränen, denen ich bislang keine Beachtung geschenkt habe. Erst jetzt wische ich sie fort und wundere mich insgeheim, dass keine neuen mehr nachkullern.

Ich fühle mich ausgelaugt und schlagartig so müde, dass ich den Laptop zuklappe, mich einfach auf die Seite drehe ... und erst vier Stunden später wieder erwache. Gerade noch rechtzeitig, um mir die letzten Bissen am Frühstücksbüfett zu sichern.

»Mr Morgan! Wie war Ihre erste Nacht bei uns? Ist alles zu Ihrer Zufriedenheit?«, fragt der junge Mann am Empfang, als ich an seinem Tresen vorbeikomme. Wie er sich bei den vielen Gästen meinen Namen merken konnte, ist mir ein Rätsel, doch sein Lächeln wirkt keinesfalls so steif und aufgesetzt, wie man es bei einer routinemäßigen Ansprache dieser Art vermuten könnte.

»Alles war wunderbar, vielen Dank«, sage ich und bleibe kurz stehen. Der höfliche Receptionist deutet eine Miniverbeugung an. »Das freut mich sehr. Und darf ich fragen, ob Sie für heute schon Pläne geschmiedet haben?«

»Nun ...« Die ehrliche Antwort darauf möchte ich ihm gern ersparen, da er sicher nichts von dem anstehenden Videochat mit meiner Psychologin hören will, welcher jedoch der einzige fixe To-do-Punkt auf meinem Tagesplan ist.

Auf der Suche nach einer ausweichenden Antwort schweift mein Blick zu einem lilafarbenen Schmetterling, der offenbar durch das Eingangsportal des Hotels hereingeflattert ist und sich nun von hinten nähert, um sich federleicht auf dem kurzen schwarzen Haar des jungen Mannes niederzulassen, der mich nach wie vor erwartungsvoll anschaut. Als Reaktion auf das, was ich sehe, streiche ich mir meine eigenen, deutlich zu langen Haare aus der Stirn zurück. Obwohl sich der Receptionist nicht regt, erhebt sich der Schmetterling prompt wieder und fliegt un bemerkt weiter – während ich mir wieder einmal verdutzt durch den borstigen Bart fahre.

Und plötzlich weiß ich, was ich an diesem Tag machen könnte.

»Eigentlich habe ich noch keine festen Pläne, nein, aber ... könnten Sie mir freundlicherweise sagen, wo ich hier in der Nähe einen Friseur finde, der sonntags geöffnet hat, ähm ... Don?« Sein Nicken lenkt meinen Blick von seinem Namensschild zurück zu seinen dunklen Augen. »Aber natürlich, Sir. Direkt im Obergeschoss, gegenüber dem großen Fitnessraum, haben wir ein

Kosmetikstudio mit zwei sehr guten Friseurinnen. Sie können den Begrüßungscoupon, den ich Ihnen bei Ihrer Ankunft gestern ausgehändigt habe, auch dort anrechnen lassen.«

Meine fragende Miene ist wohl eindeutig. »Sie haben ihn in die Fronttasche Ihres Rucksacks gesteckt«, sagt Don mit einem geduldigen Lächeln und ergänzt zwinkernd: »Zwanzig Prozent Ermäßigung.«

Kopfschüttelnd tippe ich mir an die Schläfe. »Ach ja! Ein Gedächtnis wie ein Sieb.« Damit stoße ich ein kleines Lachen aus und wende mich dann schnell ab, weil ich mich nach wie vor nicht daran erinnern kann, einen solchen Coupon erhalten zu haben.

»Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen, Sir«, sagt Don noch und begrüßt direkt danach einen neuen Gast.

Nur etwa anderthalb Stunden und ein kurzes Videochat-Gespräch mit Dr. Humbleton später betrete ich das besagte Friseurstudio.

»Bitte nehmen Sie noch einen kleinen Moment Platz«, fordert mich eine Dame mittleren Alters auf. »Waschen und schneiden?«, fragt sie mit portugiesischem Akzent und schiebt sich eine krause, weinrot gefärbte Haarsträhne aus dem rundlichen Gesicht.

»Und den Bart stutzen, bitte.«

»Natürlich. Ich bin sofort bei Ihnen.«

Und das ist sie tatsächlich. Mit akribischer Sorgfalt trimmt sie mir zunächst den Bart auf die gewünschten zwei Millimeter zurück und verpasst ihm dann so akkurate Konturen, dass mir mein Spiegelbild im Anschluss ganz fremd erscheint.

»Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, wie sehr Sie dem jungen Marlon Brando ähneln?«, fragt die Frau.

»Nein«, lüge ich überrumpelt, mit einem Kloß im Hals, und denke dabei prompt an eine bestimmte Geburtstagskarte zurück, die Ava mir vor gut fünf Jahren geschrieben hat.